

Reinhold Messner
Die Grenzen der Seele wirst du nicht finden

Reinhold Messner

Die Grenzen der Seele wirst du nicht finden

Über die Fragen unserer Zukunft

Im Gespräch mit Michael Albus

Butzon & Bercker

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Das Gesamtprogramm
von Butzon & Bercker
finden Sie im Internet
unter www.bube.de

ISBN 978-3-7666-2238-9

E-Book (Mobi-Pocket): ISBN 978-3-7666-4294-3

E-Book (E-Pub): ISBN 3-978-3-7666-4293-6

E-Book (PDF): ISBN 978-3-7666-4292-9

© 2016 Butzon & Bercker GmbH, Hoogeweg 100, 47623 Kevelaer, Deutschland,
www.bube.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagabbildung: © Marco Justus Schöler / www.marco-justus-schoeler.com

Umschlaggestaltung: Christoph M. Kemkes, Geldern

Satz: SATZstudio Josef Pieper, Bedburg-Hau

Herstellung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort (<i>Michael Albus</i>)	7
Zwischen Erde und Himmel	9
Wir zerbrechlichen Menschen	179

Vorwort

Im Zeitalter der Medien sind Menschen, die durch ihre Gedanken, Worte und Werke „Gegenstand“ der Berichterstattung geworden sind, schnell eingeordnet und festgelegt.

Reinhold Messner zum Beispiel ist der „harte Mann“, der sich selbst und die Natur herausfordert, der „rangeht“, der „einsame Wolf“, der durch die höchsten Berge und die Wüsten dieser Welt streift. Andere wieder bezeichnen ihn als „Egomanen“, als „Spinner“, als geradezu unerträglich in seiner Sucht nach Selbstinszenierung.

Spannend wird es erst, wenn die vielen Aufkleber entfernt werden und die Masken und Hüllen fallen. Wenn sich ein Mensch jenseits aller Klischees zeigt.

Ich habe 1996 Reinhold Messner in einem langen Gespräch, das wir auf seiner Burg Juval, hoch über dem Vinschgau, führten, einzukreisen versucht („Zwischen Erde und Himmel“). Was dabei zum Vorschein kam: ein Mensch mit vielen faszinierenden Eigenschaften, einer, der noch etwas wagt in einer Welt, die zunehmend zugebaut wird mit Technik und die beliefert wird mit „Erlebnissen“ aus zweiter und dritter Hand, ein Mensch in seinem Widerspruch, einer, der sich verletzlich, ja zerbrechlich zeigt, der offen ist für Neues, der sich nicht zufrieden gibt mit dem jeweils Erreichten, einer, der den Willen hat, etwas zu gestalten, der sich nicht mit dem Formlosen zufrieden gibt.

Nun, zwanzig Jahre später, 2016, liegt eine Ergänzung des ersten Gesprächs vor. Neue Themen und Pläne und sind in zwei Jahrzehnten dazugekommen. Wie sollte es auch anders sein bei einem so lebendigen und allen neuen Erfahrungen offenen Menschen wie Reinhold Messner?

Der zweite Teil („Wir zerbrechlichen Menschen“) greift alte und neue Fragen auf, eröffnet neue Gedanken und Perspektiven, vertieft die „alten“, die vor zwanzig Jahren an der Tagesordnung waren.

Das Ergebnis immer noch: „Die Grenzen der Seele wirst du nicht finden“. Und: Alles ist im Fluss, verändert sich, ja, bleibt auch zerbrechlich.

Michael Albus

Zwischen Erde und Himmel

Albus:

Reinhold, wenn du nach deinen Wurzeln suchst, nach deiner Herkunft fragst, wie beschreibst du sie?

Messner:

Meine Herkunft ist einfach. Ich bin in einem engen, tiefen Dolomitental aufgewachsen. In meiner frühesten Kindheit hatte ich weder mit der Kirche noch mit irgendwelchen Denkern, noch mit der Schule zu tun – ich bin im Talgrund gehockt und habe im Wald gespielt, ich bin zwischen Hasenställen herumgelaufen und habe den Wolken zugeschaut. Dieses Zurückerinnern in die Kindheit ist verbunden mit den Eltern, mit der größer werdenden Familie, mit Enge, mit Tieren und mit Wald. Wir Brüder haben mit fünf, sechs Jahren – ausgehend von diesem Nabel „Heimat und Haus“ – in einem Umkreis von zwanzig Kilometern alles gekannt: die Bäche, die Wälder, die Sträucher, die Tiere im Wald und die Bergwiesen. Die Berge hatten wir noch nicht begriffen, weil sie zu groß waren, einfach zu unreal, aber wir lernten doch schon die Namen der einzelnen Spitzen. Das war meine Kindheit.

Die Fremdbestimmung – Schule, Kirche, Pfarrer und Lehrer, der mein eigener Vater war; natürlich kamen noch andere Lehrer dazu – wurde erst nachher wirksam. Aber alles, was später kam, hat mich nicht mehr so geprägt wie diese ersten sechs Jahre. Eine Kindheit ohne Kindergarten, ohne irgendeinen Hort, wo die kleinen Kinder zusammenkamen. Wir waren eine Horde im Dorf, in der wir gespielt haben. Ich bin skeptisch, wenn ich sehe, wie unsere Kinder daheimbleiben wollen, nicht nur unsere, auch die anderen Kinder, alle diese Wohlstandskinder mit PC und TV. Wir sind aus dem Haus gestürmt, wenn es einigermaßen ging,

und hielten das Dorf besetzt. Wir waren ein Haufen – im positiven und im negativen Sinne. Dieses Gruppen-Dasein hat mich geprägt. Wir haben in Meran einen riesigen Garten, aber da stürmen meine Kinder nicht hin.

Albus:

Du sprichst von Enge. Kannst du sagen, wie sie sich für dich angefühlt hat, wie sie war?

Messner:

Diese Enge war eine räumliche Enge, viel Emotionen auf engem Raum und wenig Platz für das Ego. Das bescheidene Leben, das wir führen mussten, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle. Der Vater – er war Lehrer – hat nebenbei eine Kleintierzucht betrieben, Hühner gehalten; zuerst hatten wir Kaninchen und Angorahasen, die die Mutter geschoren hat. Die Wolle wurde verkauft. Später hatten wir eine richtige Hühnerfarm mit Brutkästen und der Aufzucht von Jungtieren.

Unsere Enge war auch darin begründet: überall Hühner im Garten und die kleine Wohnung, vielleicht 80 Quadratmeter, wo wir zu elft, zum Teil sogar zu zwölf, Platz finden mussten. Natürlich waren die Größeren später mindestens halbjährig in der Oberschule und damit aus dem Haus: in Brixen, in Bozen, in Meran, in den kleinen Städten, wo es allein Oberschulen gab. In den Sommermonaten aber kamen wir wieder zusammen.

Ich kann mich noch gut erinnern, dass wir als Buben zu sechst in einem Zimmer geschlafen haben, in einem Zimmer, kleiner als das Zimmer meiner Kinder heute. Diese Enge, diese Wärme, diese Geborgenheit war damals üblich, sie war selbstverständlich. Die Bauernkinder hatten mehr Raum zur Verfügung als wir

Lehrerkinder, und vor allem waren da noch die Stallungen, das ganze Gehöft. Wir wohnten in einer typischen Stadtwohnung, mitten im Dorf. Trotzdem haben uns die Bauernkinder um unser „vornehm eingerichtetes Haus“ beneidet. Bei mir war es umgekehrt. Mein Wunsch, mich heute bäuerlich einzurichten, kommt vermutlich aus diesem Mangel, meiner Sehnsucht nach Bauernstube damals. Ich habe das Bäuerliche immer als etwas Edles empfunden. Stadtkinder empfinden das genau umgekehrt.

Bei Regenwetter haben wir im Hausflur gespielt. Der war vielleicht sechs Meter lang und eineinhalb bis zwei Meter breit. Wenn man da zu sechst oder zu siebt spielt, wird das Leben verdammt eng.

Albus:

Könnte es sein, dass in dieser Erfahrung von Enge, der räumlichen Enge vor allem, vielleicht ein verborgenes Motiv dafür liegt, dass du nachher dann ins Weite und ins Land hinaus, ins Freie wolltest?

Messner:

Ich schließe es nicht aus. Wahrscheinlich ist meine Nomadenatur auf diese dörfliche Enge zurückzuführen. Das Tal, ein V-Tal, das ganz tief im Berg eingegraben liegt, bot nur zwei Optionen: einbrechen oder ausbrechen. Das Villnöß-Tal, mit Weidhängen und darüber aufsteigenden Felsen, die bis in den Himmel ragen, und über das Wolken ziehen unter einem Himmelsausschnitt, der vielleicht fünf bis acht Kilometer breit ist. Alles, was wir als Kinder sahen, waren ein paar Häuser, Wiesen und darüber Bergspitzen wie Gitterstäbe.

Albus:

Eine geschlossene Welt.

Messner:

Und eine verschlossene Welt. Natürlich kamen wir auch hinaus. Früher oder später. Zuerst zu Fuß, dann mit dem Fahrrad, später mit dem Roller und zuletzt mit dem ersten Auto, um draußen zu bleiben. Hinaus aus dem Tal! Aber drinnen blieb eine geschlossene Gesellschaft, mehr noch: eine geschlossene Welt: räumlich, sozial, geografisch.

Bis zu meinem zehnten Lebensjahr war das Villnöß-Tal mein ganzer Kosmos. Alles andere war fern und vage. Daraus lässt sich vermutlich der Wunsch ablesen, dahinter zu schauen, später dann das Weite zu suchen. Geografisch war ich also tief beengt. Der Wunsch nach großen Räumen, in denen ich heute wohne und in denen ich, seit ich selber baue, immer gewohnt habe, kommt sicherlich aus dieser häuslichen Enge. Ich litt nicht, aber beides zusammen – die häusliche Enge daheim und die geografische Enge im Tal – war offensichtlich zu viel, und dann war da ja noch die gesellschaftliche Enge! Die Menschen, die geblieben sind, die sehr eng zusammenleben, sich gegenseitig helfen, die Dorfgemeinschaft also, sind in meinen Gefühlen positiv besetzt. In meiner Erinnerung gehörte ich dazu. Aber es gab auch diese Sprachlosigkeit, eine unausgesprochene Unfähigkeit, konkret zu reden. Wenn wirklich ein Notfall eintrat, wurde geholfen, aber geredet hat man über die Probleme nicht. Diese stillschweigende Konfliktbewältigung ist wie ein eigenes Gesetz. Es wurde so viel getratscht und so wenig geredet, und das war mir der Enge zu viel.

Albus:

Also heißt Enge auch Sprachlosigkeit.

Messner:

Ja, Sprachlosigkeit ist der richtige Ausdruck. Diese Sprachlosigkeit der Bergmenschchen ist überall und immer noch vorhanden. Und eines unserer großen Probleme in Südtirol ist diese Sprachlosigkeit. Ich meine damit nicht die Unfähigkeit, uns auszudrücken in Form von Literatur, in Geschichten, die wir erzählen, in Bildern, die wir malen: Es geht dabei um die Unfähigkeit, überhaupt zu reden, unsere Gefühle, Probleme, Zweifel in Worten aus uns herauszulassen. Deswegen gab es die Machtposition des jeweiligen Pfarrers im Dorf, und deswegen gibt es die Tageszeitung „Dolomiten“ als erstes Machtinstrument im Lande. Wenn der Pfarrer der Einzige ist, der von der Kanzel spricht, wenn die Zeitung als einzige Schrift ins Haus kommt, dann bestimmen sie zu viel.

Der gute Seelenpfarrer versteht es, intuitiv dann und wann, die Leute irgendwie anzurühren, ihre Herzen zu bilden. Häufig ist das natürlich nicht der Fall, bei der Zeitung ganz selten. Denn auch Pfarrer, Lehrer und Redakteure sind ziemlich verstockt. Wie die Leute eben.

Albus:

Der Pfarrer spricht, im positiven Fall, stellvertretend das aus, was die Leute nicht aussprechen können, was sie aber fühlen.

Messner:

Ein Pfarrer, dem es um soziale und seelische Probleme geht, ist nach meiner Ansicht gut. Er hat auch heute noch eine Daseins-

berechtigung, gerade in den Dörfern. Er weiß genau, was die Leute nicht aussprechen. Er spricht also die Probleme an, wozu die meisten nicht den Mut haben. Er sagt es den anderen und dem Einzelnen, ohne zu sagen, wen er meint. Indem er auf der Kanzel für alle spricht, ohne Einzelne zu beleidigen, kann jede und jeder die Brücke von der eigenen Seele in die des anderen schlagen und so die Seele der Gemeinschaft finden. Ein ganzes Dorf erreicht tiefenpsychologisch seinen Frieden. Solche Pfarrer gibt es leider selten. In einer katholischen Dorfpfarrei übernehmen sie stillschweigend die Rolle des Psychotherapeuten. Sie spielen eine Rolle, wie sie ursprünglich die Medizinmänner innehatten ...

Albus:

... Priester waren immer Psychotherapeuten ...

Messner:

... ja, aber viele haben heute alle Hände voll zu tun, irgendwelche Geschichten zu erzählen, an die sie selber nicht glauben.

Albus:

Bleiben wir noch ein wenig bei der Enge, bezogen auf die Kindheit und auf dein Heranwachsen. Wann hast du begonnen, diese räumliche Enge zu überwinden, aufzusprennen?

Messner:

Dieser Moment hat vermutlich mein Leben bestimmt. Der Augenblick, als ich aus dem Wald hinausging auf die Gschmagenhart-Alm. Ich habe die Eindrücke dazu häufig beschrieben, weil sie so stark geblieben sind. Ihnen verdanke ich es, dass ich zu ei-

nem Grenzgänger geworden bin, Bergsteiger zuerst, Kletterer und später Höhenbergsteiger. Heute bin ich Eiswanderer. Was ich morgen sein werde, weiß ich noch nicht.

Vorstellen muss man sich die Geschichte so: Ich bin im Tal und sehe aus der Ferne die Geißler-Spitzen, die aus dieser Perspektive Postkartenformat haben. Vom Tal aus sind sie unreal, nicht messbar. Mit dem Fernglas konnten wir Kinder nicht schauen, das lernt man nicht so schnell. Es ist nicht so einfach für ein Kind, mit dem Fernglas zu schauen. Ich beobachte das jetzt bei meinen Kindern. Bevor sie nicht sieben Jahre alt sind, können sie das nicht. Sie können das Glas nicht einstellen, sie können den Berg nicht finden, weil er zu groß dabei wird.

So stiegen wir also mit dem Talbild der Berge im Kopf – ich war fünf, mein älterer Bruder war knapp sieben Jahre alt – auf eine Hochalm in zweitausend Metern Meereshöhe hinauf. Diese Gschmagenhart-Alm liegt auf einer Anhöhe, auf einem Hügel, auf dem nur noch einzelne Bäume wachsen und der nach allen Seiten abfällt. Dahinter, wie eine Kulisse, stehen die Geißler-Spitzen. Als ich nun nach mühevolem Aufstieg durch den Hochwald – über ein kleines Steiglein hinter den Eltern herstapfend – aus dem Zirbenschatten hinaus kam auf diese offene Hochfläche, standen die Geißler-Spitzen gerade im abendlichen Licht, und sie waren so groß und so gewaltig, wie ich mir das nie hätte vorstellen können. Da waren Dimensionen zu verarbeiten, die über mein Vorstellungsvermögen gingen. Ich stand mit offenem Mund da und staunte. Es war ein so überwältigender Eindruck, dass ich erschrocken und glücklich zugleich war. Da kann man nie hinaufsteigen, dachte ich. Ich erlebte so etwas wie die Unendlichkeit. Die Unendlichkeit kannte ich damals weder als Begriff noch als mathematische Vorstellung. Aber da war Unend-

lichkeit. So wie ich sie später nie mehr erfahren habe. Als ich mehr als fünfundzwanzig Jahre später unter dem Mount Everest stand, war der Eindruck, getragen vom Verhältnis „Reinhold zum Berg“, anders als damals unter den Geißler-Spitzen, viel schwächer. Als kleines Kind stand ich unter den größten Bergen. Und ich bin dann doch hinaufgestiegen. Der Vater hat uns mitgenommen und gezeigt, wie es geht. Er hat uns den Rhythmus vorgegeben, Helmut und ich haben uns seiner Führung anvertraut. Von oben konnte ich eine noch viel größere Welt sehen, nicht mehr so beeindruckend wie die Unendlichkeit unten, aber diese Weite! Bergketten sah ich und noch eine Bergkette und dahinter noch eine Bergkette. Irgendwo dahinter stand wieder ein Horizont, das Unüberschaubare. Unter uns lag der Abgrund, der auf eine andere Art beeindruckte als der Blick nach oben.

Geblichen ist mir dieser Blick von unten zu den hoch aufragenden Bergen. Der Schlüsselmoment in meinem Leben ist ein Gefühl, das ich noch überschauen konnte, das aber nur mit einem langen Schwenk des Kinderkopfes nach oben fassbar wurde. So war mein Einstieg in die Welt, in der ich heute noch unterwegs bin. Zu ihr gehört, mehr als alles andere, das Exponiert-Sein, das heißt: das Hinausgehen – in der Tat oder in Gedanken heute – in die schiere Unendlichkeit.

Albus:

Hast du eigentlich diese Geschichte mit dem Aufstieg schon einmal geträumt?

Messner:

Nicht diesen Aufstieg, er ist mir in vielen Bildern in Erinnerung geblieben, den ersten Blick auf die großen Berge ja. Ich kann heute diese Besteigung des Sass Rigais im Sommer 1949, mit fünf Jahren, nachempfinden. Aber ich erinnere mich noch an einzelne Bäume, genau sehe ich einzelne Steine, die ich jetzt noch zeichnen könnte. Einer dieser Bäume ist noch da. Ob auch die Steine noch da sind? Ich habe in den letzten Jahrzehnten nie mehr nachgeschaut. Auch an einige Felsen auf dem Gipfelgrat kann ich mich erinnern, weil ich um sie herumsteigen musste, was für mich sehr schwierig war. Dabei hat mich der Tiefenblick sehr beeindruckt. Nicht beeindruckt war ich vom Blick hinunter auf die Alm. Vom Gipfel gesehen, kam mir die Strecke zurück sehr kurz vor. Irgendwie war die Almwiese mit „unserer“ Hütte nahe, nicht so tief unten, wie ich das von unten herauf empfinden hatte.

Das Hinabschauen träume ich selten. Gerade jetzt, und zwar häufig, träume ich vom Gehen in die Weite. Wie ich in den letzten zehn Jahren angefangen habe, vom Klettern zu träumen, träume ich seit meinem Unfall vom Gehen. Ich klettere im Traum, und ich gehe, und es reicht mir im Grunde. Ich brauche eigentlich nicht mehr richtig zu klettern. Interessanterweise erlebe ich beim Traumklettern stärkere Befreiungen, als ich sie beim wirklichen Klettern erfahren habe.

Albus:

Wenn du das so beschreibst, hört sich das an wie ein sehr altes Märchen, das nichts anderes zeigt als den Aufstieg der Seele aus der Tiefe zur Befreiung in der Kindheit und Jugend und zur Weite im Älterwerden.

Messner:

In meiner guten Kletterzeit, zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, packten mich oft Ängste vor den Touren. Das heißt: Ich hatte Schwierigkeiten, vor den großen Zielen zu schlafen. Ich wusste sehr viel, in meiner Fantasie spielten sich irgendwelche Angstgeschichten ab: Leute waren umgekommen, die großen Schwierigkeiten schienen unüberwindlich, Wetterstürze, Stein Schlag waren denkbar. Ich kannte diese Wände ja nur vom Hörensagen, vom Lesen, von Freunden, von anderen Bergsteigern, die diese Touren gemacht hatten. Die Besten waren kaum durchgekommen, viele waren nicht durchgekommen, einige sogar umgekommen. Und nun stauten sich alle diese Möglichkeiten vor dem Losgehen, die Möglichkeiten des Fehler-Machens, des Umkommens, des Nichtdurchkommens, zu einem Angstsee. Deshalb oft die Schwierigkeiten mit dem Schlafen. Heute träume ich manchmal, dass ich in einer Wand steige, dabei irrsinnige Passagen klettere, und dann – beim Sturz – fliege ich einfach weg. Wenn es nicht mehr weitergeht, auf und davon. Ich fliege aus der Wand in die Welt hinaus wie ein Vogel. Aber ich kann ja gar nicht fliegen, sage ich mir, wenn ich aufwache.

Albus:

Flugträume?

Messner:

Ja. Solche hatte ich als Achtzehn- oder Zwanzigjähriger nicht – ich kletterte damals im Fels viel besser als heute. Damals waren es belastende Träume. Aus dem Tal aufzusteigen brauche ich heute nicht mehr. Ich bin im Traum irgendwo in einer Felswand und wünsche mir sogar, wenn ich aufwache – ab und zu wache

ich auf bei einem so euphorischen Flug – weiterzufliegen. Es ist ein gutes Gefühl zu fliegen, eines der besten Gefühle, die es gibt.

Albus:

Das kann ich gut nachempfinden. Wir haben als Kinder oft einen hohen Aussichtsturm bestiegen, daheim im Schwarzwald, und uns von dort aus die Heimat oder die Umgebung regelrecht erschaut im Laufe der Zeit. Ich träume heute noch oft davon, dass ich da oben stehe, mich abstoße und die Arme in der Luft bewege wie ein Vogel die Flügel und übers Land fliege. Das sind Erfahrungen, die so tief in uns sind, dass sie in einem bestimmten Lebensalter oder in bestimmten Lebenssituationen einfach wieder herauskommen.

Aber was mich noch interessiert: Du hattest ja bei deinem Aufstieg, bei deinem Ausstieg aus der Enge den Vater dabei. Er war dein Begleiter, er ist mit dir gegangen. Kannst du beschreiben, wer und was dein Vater für dich war?

Messner:

Mein Vater war ein junger Villnößler mit sehr viel Idealismus – so sehe ich ihn heute –, der in die Oberschule kam, mit einer Art Verpflichtung, Geistlicher zu werden. Damals kam ein intelligentes Kind aus einem Bergdorf ja nur in die Oberschule oder ins Gymnasium, wenn es Geistlicher werden sollte. Mein Vater war also in einem Priesterseminar. Ob er wirklich Pfarrer geworden wäre, wenn sein Leben nicht eine andere Richtung genommen hätte, weiß ich nicht. Jedenfalls kam er aus noch mehr Enge als ich. Sein Großvater, der ein relativ wohlhabender Bergbauer gewesen war, hatte durch Suff und wohl auch eine Portion Anarchie Haus und Hof verloren. Er hat sich dann mit sei-

nen beiden Söhnen als Helfer, als Hirte auf Hochalmen und als Holzfäller durchgeschlagen. Er konnte seinen beiden Söhnen also nur noch weitere Enge mitgeben. Auch geistige Enge. Diese Söhne sind dann Kleinhäusler geworden. Sie beide haben ein Leben lang fleißig gearbeitet, haben es beide zu einem kleinen Höflein gebracht, sind aber geistig und auch praktisch sehr beengt geblieben. Die Mädchen aus dieser Familie waren als Mägde auf andere Bauernhöfe geschickt worden. Nur die Buben waren beim Vater geblieben. Der „Verginer-Krumpe“ – so nannte man ihn – hauste meist allein irgendwo in irgendeiner Höhle, heute würde man sagen, als halber Anarchist. Die Höhle in Villnöß, in der er lebte, kenne ich, und ich verehere diesen Urgroßvater. Er war ungefähr zwei Meter groß, und man behauptet von ihm, er hätte in seinen „besten Jahren“ an Sonntagen bis zu zwölf Liter Wein getrunken. Also, dass der Hof dran glauben musste, ist verständlich. Ich lächle ab und zu anerkennend über diese Biografie. Wenn ich am Verginer-Hof vorbeifahre, sage ich mir: „Zum Glück ist es damals passiert und nicht mit mir.“ Vielleicht wäre ich zu guter Letzt auch in dieser Enge gelandet. Ich kann mich an den Urgroßvater nicht erinnern, an den Großvater gut, der als alter Mann ein recht friedlicher, ruhiger, ausgleichender Mensch war.

Mein Vater hatte das Pech, dass dieser mein Großvater, sein Vater, einen Unfall zu verantworten hatte. Er hatte sich zum Holzunternehmer gemacht, hat mit fünf anderen Leuten Holz geschlagen, in fremden Wäldern. Seine Helfer waren angestellt und nicht versichert. Und ein Mann ist tödlich verunglückt. Wegen des Unfalls hat es bei meinem Vater daheim große wirtschaftliche Probleme gegeben, und mein Vater ist aus dem Seminar genommen worden. Er stand, glaube ich, ein Jahr vor

dem Abitur und musste jetzt daheim mithelfen. Dann kam die Optionszeit. Da er im Tal einer der wenigen war, die mehr als lesen und schreiben konnten, hat er ganz selbstverständlich als „deutscher Südtiroler“ die Umsiedlung der Optanten für Hitler-Deutschland mitorganisiert. Er hat dann in dieser Optionszeit in Brixen in einer Auswandererstelle als Sekretär gearbeitet.

Albus:

Was heißt „Optionszeit“?

Messner:

Die Optionszeit war für uns Südtiroler eine schwierige Zeit, die Zeit, in der alle Südtiroler – nach einer Absprache zwischen Mussolini und Hitler – die Möglichkeit erhielten zu wählen – zu optieren also, deswegen „Option“ –, entweder ins Dritte Reich abzuwandern oder in Südtirol zu bleiben. Das heißt: Die Südtiroler mussten entweder ihre Heimat aufgeben, um irgendwo eine neue „Heimat“ zu bekommen, oder im Lande bleiben und dabei die Italienisierung erleiden. Nur wenn alle geblieben wären, hätte es theoretisch die Hoffnung gegeben, Südtirol als Sprach- und Landeseinheit zu erhalten. Es haben sich dann etwa knapp 90 Prozent der Südtiroler dafür entschieden, ins Deutsche Reich abzuwandern, was Hitler natürlich sehr gefreut hat. Himmler hatte die „Organisation“ dieser Option übernommen und mit viel Geschick die „unterdrückten“ Südtiroler auf die Seite Hitler-Deutschlands gezogen. Die Nazis haben die „bessere“ Propaganda im Lande gemacht und die Option für sich entschieden, wozu mein Vater beigetragen hat. Dieser Umstand und das Stillschweigen darüber haben später zu Streitgesprächen zwischen uns ge-

führt, weil ich sehr früh schon die Frage gestellt habe: „Warum hat gerade in Südtirol das Wort ‚Heimat‘ Konjunktur, wenn damals fast alle weggegangen sind? Ich verstehe das nicht.“ Er hat mir bis zu seinem Lebensende keine konkrete Antwort gegeben. Wenn nicht die Mutter gewesen wäre, die zwischen uns Brüdern und dem Vater stillschweigend vermittelt hätte – „Lasst das Thema ruhen, die Erinnerung verträgt er nicht, aber im Grunde habt ihr recht.“ –, hätten wir wahrscheinlich wohl ewig darüber gestritten.

Ich habe zum fünfzigjährigen Erinnern an diese Option ein Buch herausgegeben mithilfe von Freunden – ein paar Historikern, Fachleuten –, um Aufklärungsarbeit zu leisten. Ich verstehe meinen Vater heute, ich habe keine Ressentiments, nur hätte er uns Kinder aufklären müssen. Die Option gehört zu seiner Geschichte, zu seiner Biografie. Mit meinem heutigen Wissen kann ich ihn verstehen. Er war emotional eindeutig in das Dritte Reich eingebunden. Er war in seinem jugendlichen Idealismus natürlich leicht benutzbar für Werte wie Heimat, Verteidigung des Deutschtums und und und, also für Werte, die auch der Luis Trenker hochgehalten hat, laut zuerst und stillschweigend später.

Mein Vater ist aus dem Krieg heimgekehrt und nie mehr mit der Enttäuschung über den verlorenen Krieg, den Verlust seiner jungen Jahre, den Zusammenbruch seiner Ideale fertig geworden. Auch im Alter nicht. Er ist im Großen und Ganzen Frontsoldat geblieben, ein Verlierer, der nicht bereit war, sich die Fehler einzugestehen, die das System barg, das er mit sehr viel Idealismus angenommen hatte.

Wenn ich später ein Kritiker des Idealismus geworden bin, dann aus dieser Erfahrung heraus. Idealisten sind oft leider schnell zu ködern und damit in ein System hineinzuzwingen,

das sie mit ihrem Hausverstand oder vom Herzen her vielleicht gar nicht wollen. Wenn ich meinen Vater hätte aufklären können mit meiner heutigen Erfahrung – er war damals dreiundzwanzig Jahre alt –, er wäre vielleicht auch eher Revolutionär geworden als Mitläufer, wie alle seine Söhne, die mehr oder weniger aufmüpfig sind. Wir Brüder sind alle relativ früh hellhörig geworden und haben uns gewehrt: in der Dorfgemeinschaft, gegen ungerechte Situationen im Tal, in der Kirche, in der Politik. Und der Vater hat uns in einigen Punkten sogar geholfen. Wir haben zum Beispiel mit seiner Hilfe in Villnöß einen Bürgermeister abgesetzt, der Bank und Gemeinde führte und sich zu viele Freiheiten erlaubte.

Albus:

Habe ich richtig herausgehört, dass du insgesamt doch ein Spannungsverhältnis zu deinem Vater hattest?

Messner:

Ja und nein. Mein Vater hat mich unter seinen Kindern nicht bevorzugt. Aber er hat dieses energiereiche und wilde Leben – wild im Sinne von hinaus, klettern, hinauf – gefördert. Ich habe nie gerne gehorcht und mich nie freiwillig untergeordnet. Ich habe aber andere nicht befehligen wollen. Ich wollte einfach mein Leben leben. Diesen Drang hat mein Vater gefördert, bis ich mein Abitur nicht bestand. Als er merkte, dass ich mein Studium nur halbherzig betrieb – in der Sorge, mich früher oder später in eine Berufskarriere als Grenzgänger abtriften zu sehen – hat er angefangen zu bremsen. Mein Traum war es aber wirklich, zu tun, was ich heute tue. Sehr einfach: von allen meinen Fähigkeiten leben und mir damit die Freiheit bewahren, aufzubrechen,

wohin ich will: Das heißt Grenzgang. Das Wort „Abenteurer“ benutze ich für mich heute nicht mehr, und „Kletterer“ zu werden war auch nicht mein Ziel. Es gelang meinem Vater aber nicht mehr, mich aufzuhalten, weil ich erwachsen war und weil ich ihm wirtschaftlich bald überlegen und auch sicher war, es zu schaffen. Ein letztes Mal hat mein Vater sich radikal gegen mich gestellt, als ich Burg Juval gekauft habe. Er ist auch nie auf die Burg gekommen. Er war davon fest überzeugt, dass ich sie, trotz meines wirtschaftlichen Erfolges, nicht würde halten können. Seine Angst, dass ich damit pleite ginge und er sich schämen müsste, saß zu tief. Er lebte voll und ganz in seiner Dorfgemeinschaft, in der Imponiergehabe, Schämen, Erfolg haben zelebriert wurden wie einst auf den Bäumen. In den späten Jahren, in denen wir ein gutes Verhältnis hatten und oft nur über alles Mögliche geplänckelt haben, vor allem auch über Politik, hat er mir immer wieder geraten: „Sei doch vernünftig, stell dich wenigstens mit der Presse und den Politikern gut, sonst verlierst du am Ende immer. Es könnte dir so gut gehen.“ Mein Vater hat nicht verstanden, dass ich immer, wenn ich konnte – ich habe nur auf die Gelegenheit gewartet –, meine Meinung gesagt habe. Und diese Meinung stand oft gegen die lokale Politik oder die Linie der Medien, die mich rasch zum Außenseiter der Gesellschaft in diesem Lande Südtirol abstempelten. Mein Vater hatte nicht Angst vor meiner „Arbeit“ als Bergsteiger oder als Bauherr auf der Burg Juval. Er hatte Angst, dass die Dorfgemeinschaft sagt: „Ein Dorfbub kann doch keine Burg haben und halten; das geht doch nicht.“

Er ging in den Jahren zwischen 1970 und 1985 – da ist er gestorben – oft in die Dorfkneipe. Wenn ich von einem Achttausender zurückkam – Scheitern oder Erfolg hatte er in der Zei-

tung gelesen –, sagte er bei Erfolgen regelmäßig: „Ich wusste, das packt er, ich kenn’ ihn ja.“ War ich gescheitert, ging er auch in die Dorfkneipe und sagte: „Ich habe ihm vorher schon gesagt, das geht nicht ...“

Albus:

... Er hat dich für sein Ansehen im Dorf instrumentalisiert ...

Messner:

... Genau. Als ich die Antarktis durchquerte, hat er nicht mehr gelebt. Die Tour aber hätte ihm wahrscheinlich große Freude gemacht. Während der langen Reise gingen Woche für Woche Meldungen durch die Medien wie: „nicht möglich, Messner scheitert, sie sind zu langsam“. Dann hätte er gesagt: „Habe ich ihm doch gesagt, das soll er nicht machen, er kann bergsteigen, aber nicht so was.“ Wenn ich durchgekommen wäre, hätte er gesagt: „Ja, er hat einen harten Schädel und geht, auch wenn alle sagen, es geht nicht.“

Albus:

In der Vererbungslehre gibt es ja die Erkenntnis, dass eine bestimmte Anlage auch mal eine oder zwei Generationen überspringen kann. Die Anarchie vom Urgroßvater ist offenbar doch ein wenig auf dich übergegangen.

Messner:

Ich habe einen starken Hang zur bäuerlichen Lebenswelt, also zu einer autarken Lebensart. Dazu gehört eine Prise Anarchie. Deswegen habe ich, viel früher als eine Burg, einen Bauernhof gesucht. Vielleicht wäre ich in Villnöß geblieben, hätte ich dort

einen Bauernhof haben können. Ein Bauernhof war mir wichtig. Da ist viel Sicherheit und viel mehr Autarkie als auf einer Burg. Die Burg war nur ein Kindertraum, den ich mir plötzlich leisten konnte. Und ich wäre ja gerne Architekt geworden, im Grunde ist eine Burg billiger als eine kleine Stadtwohnung. Wenn die Erhaltung nicht wäre. Da gehört nur ein bisschen Fantasie dazu und natürlich viel Energie. Das Machen ist einfach, und das Nachher kommt erst später. Ich habe viel von einem Bergbauern, und in meinem Pass steht heute auch „Bergbauer“ als Berufsbezeichnung. Lieber Bergbauer als Bergsteiger. Den Berg hinaufsteigen kann jeder, im Gebirge leben ist schwierig geworden. Ich habe schon ein bisschen von allem. Die Anarchie und den Bauern vom Urgroßvater, das bäuerliche Empfinden vom Großvater, den Idealismus vom Vater. Ob da nicht zu viel übrig ist, weiß ich nicht. Natürlich habe auch ich eine idealistische Ader. Wenn ich mir eine Idee zurechtlege und ihr nachsteige, hat das mit Sinnstiften zu tun. In mir steckt natürlich sehr viel Idealismus. Da ist eine Idee, die zum Ideal wird, das ich realisieren will. Aber ich wehre mich vehement gegen jedes Idealisieren der Realität. Und meine Ideen müssen nicht Ideale für andere sein. Die Realität ist die Realität. Einem Traum nachgehen, ja, oder einem Tagtraum, aber ich bemühe mich dabei, Realist zu bleiben. Ich hoffe doch, mehr Realist als Idealist zu sein.

Albus:

Ideen haben ist ja auch etwas anderes als Idealismus haben. Aber bleiben wir bei der Familie, denn dort werden ja eindeutig die Wurzeln gelegt.

Wie war denn das Verhältnis zur Mutter? Mir ist in den bisherigen Gesprächen, die ich mit dir geführt habe, immer aufgefal-

len, dass für dich die Mutter ein ganz wichtiger Mensch war. Du hast sogar einmal gesagt, dass du von ihr abhängig warst. War die Mutter die starke Person in deinem Leben oder der Vater?

Messner:

Eindeutig die Mutter! Obwohl der Vater nach außen hin die starke Persönlichkeit war. Er hat im Großen und Ganzen bestimmt, mit seiner Stimme und mit seiner Autorität, die er sich als Mann genommen hat, aber nicht innehatte. Die Mutter aber war stillschweigend die wahre Autorität. Das heißt: Ohne die ausgleichende, weise Art der Mutter hätte die Familie nicht überlebt. Wir wären vermutlich nicht eine recht tüchtige Schar von Kindern geworden. Wenn ich mich umschaue, sind alle zufrieden. Es war bei einigen nur etwas schwieriger, zu ihrem Selbstverständnis zu finden. Zum Beispiel der Zweitjüngste, Hansjörg: In der Schule sehr früh ausgebrochen, hat er im Zelt gewohnt, bevor er nach Asien zog. Jahrelang wusste niemand, wo er war. Später hat er das Abitur nachgeholt, ist Psychotherapeut geworden und hat heute eine eigene Klinik, mit Klienten in Amerika, Europa, Australien. Er hat seinen Beruf gelernt, ist tüchtig und tut mit Begeisterung, was er tut. Wir alle haben einen Beruf, den wir mit Begeisterung tun, wenn mein Tun auch ein Nichtberuf ist. Alle Brüder sind Akademiker – mit Ausnahme von mir und meiner Schwester, die der Vater in die typisch weibliche Rolle gesteckt hat. Die Mutter hat uns in ihrer einfachen Art sehr früh aufgeklärt, nicht sexuell, sie hat uns mit Fingerspitzengefühl laufen lassen.

Albus:

Bleiben wir noch ein wenig bei deiner Mutter. Was war sie für eine Frau?

Messner:

Meine Mutter war vor allem eine ausgeglichene Frau. Aus ihrer Kindheit weiß ich: Ihr Vater hatte sie sehr gerne. Sie war sein Lieblingskind. Sie hat daheim viel mitgeholfen. Ihr Vater war einer, der in der Welt weit herumgekommen war, ein Südtiroler mit weitem Horizont. Obwohl er aus einem armen Berggebiet in den südlichen Dolomiten stammte, aus dem ladinischen Buchenstein, wurde er Kaufmann. Er hieß Troi. Troi heißt aus dem Ladinischen übersetzt: der Weg. Er ging als Gerber nach Amerika, kam aber wieder zurück und hat dann in der Gerberei meiner Großmutter gearbeitet. Als die Gerberei nicht mehr ging, weil die Zeiten der Häuter und Metzger im Tal vorbei waren, hat er ein Geschäft aufgebaut. Seine Familie war bescheiden, aber wohlhabend im Maß des kleinen Tales. Die Mutter hat daheim ein frohes Leben geführt, eine ausgeglichene Jugend genossen und spät geheiratet. Zur Strenge und zum Intellekt meines Vaters war sie das ausgleichende Element. Der Vater war gebildet, geschick, hat Gedichte geschrieben, in seiner Jugend war er geklettert. Aber er war in seinem Wesen nicht großzügig, während die Mutter sehr großzügig war. Sie hat die Kinder auch in schwierigen Situationen verteidigt. Diese Tatsache vor allem hat in der späteren Zeit – in ihrem Alter und unserem Erwachsensein – mehr Sympathien auf ihre Seite gebracht. Wenn wir Kinder uns in der Schule nicht verhielten, wie es die Lehrer gern sahen, hat immer sie das geregelt. Fast jeder von uns hat irgendwann in der Schule über die Stränge geschlagen und mit den

Lehrern Streit gekriegt. Ich hatte fürchterlichen „Krieg“ mit den Lehrern im letzten Schuljahr vor dem Abitur, weil ich mir nicht mehr alles diktieren lassen wollte. Man konnte mir nicht mehr jeden Blödsinn erzählen. Mein Bruder Hubert, der heute Mediziner ist, ist aus der Schule geflogen, weil er im Dormitorium das berühmte Heine-Zitat über Südtirol vorgelesen hat: eine der schönsten Stellen, die es in der Literatur zu Brixen, wo er war, gibt. Deswegen musste er von der Schule gehen. Die Mutter fand Lehrer, die ihn wieder nahmen.

Albus:

Kannst du denn noch sagen, wie das Heine-Zitat heißt?

Messner:

Das fängt ungefähr so an: „Die Tiroler sind immer gesund, weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können. Die Tiroler sind ... und so weiter ... Und sie sind unbeschränkt in ihrer Beschränktheit.“ – Ich finde das fantastisch, man muss es heute noch unterschreiben. Niemand hat uns Tiroler so gut durchschaut wie der durchfahrende Dichter Heine. Er hat diesen Text an einem Abend in Brixen in sein Tagebuch gekritzelt – und mein Bruder liest, sechzehn Jahre jung, eineinhalb Jahrhunderte später an einem Abend vor, was er gut findet, und fliegt aus dem Heim und von der Schule. Im Grunde hätte er einen Preis dafür kriegen müssen. Nein, man hat ihn dafür aus der Schule geholt. Mein Vater hat, wie immer, böse reagiert. Er hat gemeint, Hubert solle halt irgendwo Handlanger machen, bei Maurern, oder auf Bauernhöfen aushelfen oder was auch immer. Meine Mutter hat ihm sofort einen Schulplatz in Meran besorgt. Sie ging zu den Lehrern, die vom Vergehen gehört hatten, und sagte: „Er hat das ge-

macht, aber ich finde, es ist im Grunde richtig, er hat recht.“ Hubert war mit vierundzwanzig Jahren Arzt, heute führt er im Bozener Spital die Frühgeburtenabteilung. Ich kann im Lande herumspazieren, wo ich will, in der Stadt, auf Bauernhöfen, die Frauen sagen nicht: „Sie sind der Bergsteiger“ zu mir, sie fragen: „Sind Sie der Bruder vom Kinderarzt?“

Albus:

Die Mutter hat einmal auf die Frage eines Journalisten, was sie denn mache, wenn sie dich oben auf einem Achttausender weiß, ganz lapidar geantwortet: „Ich bete.“

Messner:

Ja, das stimmt. Die Mutter war gläubig, richtig gläubig. Sie wusste und akzeptierte, dass wir Kinder alle zur Amtskirche Skepsis entwickelt hatten. Sie hat das nicht gestört. Sie glaubte fest. Mit mir hat sie oft geplänkelt: „Du wirst schon noch sehen!“ oder „Du wirst auch noch gescheitert werden!“

Ein Vierteljahr vor ihrem Tod habe ich einen langen Spaziergang in Villnöß mit ihr gemacht. Es ging ihr wieder recht gut. Wir sind von einer Kirche zur anderen gewandert und dann und wann bei einem Bauernhof stehengeblieben. Die Leute kannten sie und grüßten und kamen und alle fragten – sie war in den letzten Jahren im Dorf eine Art Weise geworden. Und wir haben uns sehr gut unterhalten, auch über Fragen zur Religion. Mir wurde klar: Diese ihre Glaubenshaltung war in einer Zeit entstanden, die es nicht mehr gibt. Ich habe deswegen auch jedes I-Tüpfchen ihrer Glaubens- und Lebenshaltung respektiert. Sie glaubte wirklich, dass mit dem Gebet etwas zu erreichen war. Und wenn man das Gebet im weitesten Sinne des Wortes ver-

steht, sodass positive Gedanken bis in die letzten Winkel der Erde fliegen, in den verstecktesten Seelenwinkel des einzelnen Menschen, ist das Gebet unverzichtbar. Meine Mutter hat vielleicht nie darüber nachgedacht, ob sie zu einem personifizierten Gott betet oder ihre Bitte in das Weltall schickt. Letzteres tue ich auch – beim Gehen, Hoffen, Schauen.

Albus:

Hast du denn mit ihr nie über Religion gestritten?

Messner:

Nein. Die Mutter hat uns als Kinder in die Kirche geschickt und war doch früher als der Vater bereit zu sagen: „Wenn die Buben nicht mehr in die Kirche gehen wollen, lass sie doch in die Berge gehen.“ Der Vater wollte uns in der Kirche sehen, weil alle in die Kirche gingen. Es ging in seinen Augen nicht, dass am Sonntag einer in der Kirche fehlte. Das sah der Pfarrer, und das sahen die Leute. Was dachten, was sagten die anderen Leute? Der Mutter war nicht wichtig, was die anderen Leute sagten. So haben wir die Revolte in Nagelschuhen angefangen: Wenn der Pfarrer, nach unserem Dafürhalten, „Blödsinn“ gepredigt hat, sind wir demonstrativ durch den Mittelgang aus der Kirche hinausgegangen. Du kannst dir vorstellen, was der Vater dazu gesagt hat. Für ihn muss es furchtbar gewesen sein, eine Schande. Er hat ja den Pfarrer – der unser Religionslehrer war – in der Schule wieder getroffen. „Was ist denn eigentlich los? Hast du deine Buben nun im Griff oder nicht?“, hat er gefragt.

Albus:

Es ging um Erfolg oder Misserfolg im Dorf.

Messner:

Ganz genau, und um Gewohnheiten! – Meine Mutter hat geglaubt, ging in die Kirche – aber nicht unbedingt. Sie ging nicht jeden Sonntag in die Kirche. Sie ging, wenn es ging. Es gab eine Zeit, in der sie so viel Arbeit hatte in der Geflügelfarm und mit uns vielen Kindern, dass sie Hühner und Kinder und Sonntagsmesse nicht immer schaffte. Sie hat uns geschickt. Und sie hat uns, wenn wir um vier Uhr in der Früh auf den Berg gingen, gesagt: „Es ist schon gut, die Messe muss nicht sein.“

Albus:

Wie viele Geschwister hast du gehabt?

Messner:

Wir waren zuletzt neun Geschwister.

Albus:

Und wie hat sie das doch wirklich zahlreiche Kinderkriegen empfunden? Hat sie das als gottgegeben angenommen, oder hat sie nie einmal gesagt: „Jetzt wird es mir zu viel“?

Messner:

Ich selber habe das damals nicht mitbekommen, aber ich weiß aus späteren Gesprächen, dass es ihr zu viel war. Sie hätte lieber weniger Kinder gehabt. Sie hat später in Interviews öffentlich gesagt: Wenn es damals schon die Pille gegeben hätte, hätte ich natürlich verhütet. Vor allem, weil es zu viel für sie war. Mir aber hat sie, ich bin der Zweitälteste, dieses Empfinden nie vermittelt. Mein jüngster Bruder hatte lange Zeit eine Art Ressentiment ihr gegenüber, eine Ahnung, dass er nicht mehr gewollt war. Und er

hat es der Mutter zeitweise vorgeworfen. Was wieder wichtig war: Wir konnten ihr alles sagen.

Günther war der unmittelbar nächste meiner Brüder. Mit Günther habe ich mich als kleines Kind nicht so gut vertragen. Viel später sind wir zur „Seilschaft“ geworden. Der letzte Bruder, der mir sehr wichtig war als Kind, war Hubert. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich den Hubert „gekinzt“ habe. „Kinzen“ heißt: ein kleines Kind betreuen. So wie es Magdalena, meine Tochter, jetzt tut. Jedes kleine Kind, das sie irgendwo erwischt, wenn es nur klein ist, mit ihr spielt und lacht, trägt, hätschelt und führt sie herum. Als hätte sie ein großes Bedürfnis, die Mutterrolle zu übernehmen. So habe ich auch mit Hubert gespielt und ihn herumgetragen, als er fünf, sechs, zwölf Monate alt war. Es war ein intensives Kind-Erwachsenen-Verhältnis und für mich sehr wichtig, ein Schlüsselerlebnis. Habe ich mit Hubert heute deswegen ein besonders gutes Verhältnis, weil wir in der Kindheit so eng zusammen waren? Mit den beiden nächsten Brüdern ist es nicht mehr so, damals war ich schon zu viel weg.

Albus:

Mit Hubert hast du Grönland durchquert?

Messner:

Ja, mit Hubert bin ich durch Grönland gegangen.

Albus:

Manchmal erziehen Geschwister sich untereinander viel besser, als Eltern die Kinder erziehen.

Messner:

Das war bei uns sicher auch so. Die Mutter hat uns Ältere einfach mit den Kleineren aus dem Haus geschickt und gesagt: „Du passt auf den auf“ oder „Der hilft dir im Hühnerstall.“

Wir hatten alle die Verantwortung für einen Hühnerstall übernommen. Diesen Umstand habe ich lange Zeit nicht so gut gefunden. Heute finde ich es in Ordnung, dass der Vater jedem von uns eine Aufgabe gab, eine Pflicht, die Sinn machen sollte. Mit acht Jahren habe ich einen Hühnerstall betreut, in den ich Wasser hinbringen musste, den ich alle Tage misten, von dem ich die Eier holen musste. Wir haben die Hühner selbst geschlachtet, gerupft, verkauft. Wir haben alles selber getan. Das war natürlich und selbstverständlich.

Diese Hühnerställe mussten versorgt werden. Die Verantwortung über Leben und Tod, wenn auch nur von ein paar hundert Hühnern, hat uns Kindern Spielmöglichkeiten weggenommen. Ich habe es vermisst, dass wir so wenig spielen konnten und so viel arbeiten mussten. Kinderarbeit war im Dorf selbstverständlich, und Vater wollte uns den Bauernkindern gegenüber nicht privilegiert aufwachsen sehen. Aber das alles hat mir auch ein striktes Verantwortungsgefühl gegeben. Ob meine Kinder heute bereit wären, das eine Pferd, das ihnen gehört, ein Jahr lang selbst zu versorgen, es zu striegeln, weiß ich nicht. Ich bin skeptisch, ob sie Freiraum gegen das Pferd eintauschen würden. Ja, sie würden sagen: „Dann verzichte ich aufs Pferd, das alles soll ein anderer tun, es gehört lieber nicht mir.“ – Wir mussten unsere Arbeit tun, obwohl uns die Hühner nicht gehörten. Jeder hatte seinen Verantwortungsbereich wie seinen Platz am Tisch.

Albus:

Wie war das Verhältnis zwischen deinem Vater und deiner Mutter?

Messner:

Je älter sie wurden, umso friedlicher und umso inniger, im Alter war es ein schönes Verhältnis. Als sie jünger waren, hat es nicht viel, aber doch Streit gegeben. Vermutlich, weil die Mutter gemerkt hat, dass der Vater engstirnig war. Im weitesten Sinne des Wortes einschränkend: in seinem Erziehungsgebaren, in seinen Lebensvorstellungen, in der Praxis. Mein Vater hätte, zum Beispiel, die zweite Haushälfte des Gasserhauses, in dem wir lebten, kaufen können. Es wäre kein Problem gewesen. Wirtschaftlich wäre es nicht leicht gegangen wegen der Lirekonstellation, die es damals gab, aber auf Dauer gut. Alle, auch untüchtigere Leute, die damals gekauft haben, sind problemlos über die Runden gekommen. Die Geldentwertung war damals relativ groß. Diese Inflation hätte uns zu mehr Wohnraum verholfen, das heißt: größere Spielmöglichkeiten, Zukunft. Vater hat sich nicht „getraut“. Er hatte Angst, dass er es nicht schaffen würde.

Ich habe später dafür plädiert, wir sollten unsere Haushälfte – sie lag ungünstig an der Dorfstraße, keine Sonne im Winter – verkaufen und dafür an einem besseren Standort eine Wohnung kaufen. Einige Brüder haben damals schon gearbeitet, und die Eltern hatten ein wenig Ersparnis. Der Vater hat sich aber mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Diese Wohnung war Mutters Erbteil gewesen und bis zu seinem Lebensende Mutters Besitz. Sie hätte ja gesagt zum Verkauf, aber er argumentierte mit den Begriffen „Heimathaus“ und „Sicherheit“. Die Mutter hat ihre Haushälfte, als der Vater gestorben war, ver-

kauft und ist in eine viel sonnigere und von der Lage her günstigere Wohnung gezogen, die sich meine Schwester als Sommersitz gebaut hatte. Der Vater aber war dort geblieben in den vertrauten Räumlichkeiten, weil er sich vor Veränderung fürchtete: festgefahren in jeder Hinsicht.

Albus:

Was hat dich sonst noch tief geprägt? Von einer Erfahrung haben wir schon gesprochen: vom Aufstieg aus dem Wald auf die Gschmagenhart-Alm.

Messner:

Die bäuerliche Kultur insgesamt hat mich geprägt. In der damaligen Zeit waren die Bauern die bestimmenden Familien im Tal. Der größte Bauer war Bürgermeister. Wer Bauer war, genoss mehr Anerkennung, und wer nicht Bauer war, weniger. Jeder Bauer hatte eine Lebensgrundlage. Er brauchte keinen Beruf, keinen Arbeitsplatz, kein gar nichts. Industrie gab es im Tal nicht, Arbeiter im Grunde auch nicht, wenig davon, was wir heute Dienstleistung nennen. Neben den vielen Bauern waren da der Pfarrer, eine Handvoll Handwerker, Förster, ein paar Lehrer und ein paar Geschäftsleute mit kleinen Lädchen. Natürlich gab es auch einen Busfahrer, aber das ganze Dienstleistungsgewerbe – Briefträger, Gemeindesekretär – war nicht so wichtig wie ein einziger, der Butter, Milch und Fleisch produzierte. Damals gab es noch keine zentralen Milchverwertungsbetriebe in Südtirol, keinen Handel wie heute. Die Milch wurde nicht produziert und in die Stadt geschickt wie heute. Die Vorstellung, dass die bäuerliche Welt eine Basis zum Überleben ist, ist mir geblieben. So denke ich immer noch, und ich bin ganz fest davon überzeugt,

obwohl es nicht stimmt. Mein Bauernhof kostet mich, zum Beispiel, immer noch. Trotzdem erhalte ich ihn, führe ihn weiter, er ist mein Liebling auf dem Hügel von Juval. Gustl, mein Mitarbeiter auf dem Oberortlhof, weiß es genau. Er hat es nicht leicht, denn wir mussten so weit kommen, dass der Bauernhof sich selbst trägt. Null/Null, ohne das dauernde „Dazubuttern“. Der Hof soll mich erhalten, nicht ich ihn.

Albus:

Der Gestalt des Pfarrers möchte ich noch ein wenig nachgehen, deinen Erlebnissen und frühen Erfahrungen mit der Kirche. Da entstehen Grundprägungen der Seele, die man nachher vielleicht verwirft, abstößt oder die man ausbaut. Ihr seid ja in die Religion oder in die praktizierte christliche Religion unmerklich hineingewachsen, regelrecht hineingeschlittert.

Messner:

Ja, diese Kirche und diese Religion waren kein Zwang, sie waren jene Selbstverständlichkeit, die nicht einmal einleuchten musste.

Albus:

Es war ein Stück „Natur“.

Messner:

Etwas anderes kam nicht vor. Wir wurden in der ersten Klasse Volksschule mit der Erstkommunion in die Kirche eingeführt, und dort hatten wir zu bleiben. Wie eine Herde hinter der Kirchenglocke her. Die Kirche war die bestimmende Gesetzgeberin im Leben. Da war die Beichte, vielleicht monatlich, ich weiß es

nicht mehr – Sonntag für Sonntag der Gottesdienst, die Maianacht, die Sonntagnachmittagsandacht, Festtage in der Kirche. In der Summe eine fürchterliche Belastung. Ich wollte nach der Arbeit und sonntags spielen, aber ich musste in die Kirche, immerzu in die Kirche.

Albus:

Kultbetrieb.

Messner:

Nein, mehr Routine, wie das Mittagsgebet – vor dem Essen und nach dem Essen – und das Abendgebet. Der Pfarrer war die erste, alles bestimmende Instanz in der Dorfgemeinschaft. Ihn respektierten alle.

Nun bin ich recht früh zur Erstkommunion gekommen. Ich kann mich daran aber nicht mehr so genau erinnern. Also waren diese „seelischen Momente“ keine große Aufregung für mich gewesen. Geblieben ist mir die Erschütterung beim ersten Blick auf die Geißler-Spitzen, als ich aus dem Wald heraustrat. Es sind mir sogar der Widerwille in Erinnerung geblieben, Sonntagnachmittags in die Kirche zu müssen, und die Lust, durch den Hochwald zu schleichen. Vielleicht stand irgendwo ein Reh.

Der damalige Pfarrer in Villnöß, mein Kindheitspfarrer, war ein alter Mann. Er hatte Hühner, und ich hatte ein gutes Verhältnis zu ihm. Er führte einen großzügigen Haushalt, und da er oft Gäste hatte, wurden auch Hühner serviert, von seiner Haushälterin gebraten und gekocht. Er brauchte also jemanden, der die Hühner rupfte. Wir Lehrerbuben waren im Dorf die Hühner-rupfer. Wir haben auch für Gasthäuser Hühner geschlachtet und gerupft. Mindestens einmal im Monat war ich im Hochsommer

im Pfarrhaus – oft mit einem, zwei oder drei Brüdern –, um Hühner zu schlachten und zu rupfen. Wir haben in Serie gerupft, und der Pfarrer hat uns verwöhnt. Wir wurden bekocht, bezahlt, und wir durften mit dem Pfarrer zu Abend essen. Ich bin heute der Überzeugung, dass der Pfarrer diese Einladungen mit Absicht gemacht hat. Nicht, um uns mit dem Hühnerrupfen eine Freude zu machen, sondern um uns eine großzügigere Lebensart beizubringen. Im Pfarrhaus gab es besser zu essen als daheim, mit mehr Besteck und feiner. Anfangs sind wir ganz verschüchtert dagesessen. Aber der Pfarrer war ein lebenslustiger Mann, er hat Gespräche mit uns geführt, er hat gerne Karten gespielt. Er hat mit den Bauern direkt geredet, mit uns Konversation gemacht. Ich habe ihn nicht als bigotten, sondern als weltoffenen Mann empfunden. Nicht alle Leute im Dorf mochten ihn. Meine Mutter mochte ihn recht gern, mein Vater auch. Ich mochte ihn sehr gern. Er ging dann weg, weil er zu alt geworden war, und wurde irgendwo Fröhmesser. Ich habe ihn nur noch selten gesehen. Bei diesem Pfarrer hatte ich übrigens meinen ersten Rausch. Nicht einen richtigen Rausch – mir war sonderbar zumute, nachdem er uns Mohnkrapfen zu essen gegeben hatte. Irgendwie war ich völlig high. Zu der Zeit war ich acht oder neun Jahre alt und verstand den Zustand nicht. Wein hat er uns nicht gegeben, vielleicht einmal ein Schlückchen. Aber diese Mohnkrapfen hatten mir geschmeckt, und ich ging dann nach Hause und war irgendwie euphorisch und wusste nicht, was mit mir vorging. Der Vater ist später draufgekommen und hat mir die Zusammenhänge erklärt.

Dieser Pfarrer war uns also eine Art Freund. Bei ihm sind wir nie aus der Kirche davongelaufen. Wir hatten irgendwie ein gutes Verhältnis zu ihm. Wir kannten ihn persönlich, von gemein-

samen Mittagessen, von Gesprächen. Er kam auch in den Stall, wo wir die Hühner rupften, und sagte: „Wie geht es euch, wollt ihr was zu trinken haben?“ oder: „Soll ich euch die Häuserin – die Haushälterin – schicken die euch was bringt?“ Bei den anderen Pfarrern war das alles viel enger und viel bigotter.

Albus:

Bist du dann irgendwann bewusst aus der Kirche draußen geblieben?

Messner:

Nein, das ging sukzessive, Stufe für Stufe. Am Beginn haben wir die Berge vorgeschoben und sind am Sonntag nicht mehr in die Kirche gegangen. Mit dem Erwachsensein, also mit knapp zwanzig, bin ich kaum noch in die Kirche gegangen. Nur noch zu großen Festlichkeiten, wie zu Weihnachten und an Ostern. Ich würde heute noch ab und zu in einen Gottesdienst gehen, wenn dabei gute Musik gemacht würde und die Stimmung passte. Diese Kirchenstimmung finde ich nach wie vor wichtig.

Ich war seit vielen Jahren am Wochenende erstmals wieder in der Kirche, weil Magdalena Erstkommunion hatte. Sie sollte selbst entscheiden, ob ja oder nein. Sie wollte das unbedingt. Magdalena hat also mitgemacht, zuletzt nicht ganz glücklich mit ihrer Religionslehrerin, aber stolz, dabei zu sein. Sie fängt zwar an, skeptisch zu sein, hat in der Kirche aber vorgelesen und alles selbstverständlich mitgemacht, auch das mit der Hostie. Ich bin gerade in diesem Punkt der Meinung, dass wir mit diesem Humbug aufhören sollten. Dass man Kindern mit acht Jahren sagt: „Das ist das Fleisch und das Blut Christi“, geht mir zu weit. Ich habe mir alles kopfschüttelnd angehört. Der Pfarrer war

schlecht, in früheren Jahren wäre ich rausgegangen. Wenn meine Tochter nicht dabei gewesen wäre, hätte ich die Kirche verlassen. Man muss sich ja nicht alles gefallen lassen.

Albus:

Ich kann das gut verstehen. Es ist ja in der katholischen Kirche heute umstritten, Kinder so früh mit diesen Dingen zu befassen. Viele sagen auch, was etwa die Firmung betrifft, dass Kinder erst einmal in ein Alter kommen sollten, in dem sie selber Entscheidungen treffen können, dass man das nicht einfach in sie hineinpflanzen soll. Wir beide sind ja auch getauft worden, ohne dass wir danach gefragt wurden. Und wir müssen mit dieser von anderen für uns getroffenen Entscheidung, mindestens vom Kopf her, ein Leben lang umgehen und auch kritisch umgehen. Mir geht es zumindest so.

Messner:

Ich habe mich entschieden, Christus als einen Soziallehrer zu sehen, als einen Menschen, der sich nach Studien eine Lebenshaltung erarbeitet hat, die sozial im weitesten Sinne des Wortes ist. Was nicht über den menschlichen Bereich hinausgeht, könnte heute noch als Basis eines Zusammenlebens Bestand haben. Aber mit dem Glauben, er sei als der Sohn Gottes auf die Erde gestiegen, um sich als Opfer darzubringen, kann ich nichts anfangen. Das glaube ich nicht und will ich auch nicht glauben. Ich werde mich auch nicht bemühen, es zu glauben.

Albus:

Es ist heute unter Exegeten höchst umstritten, dass Christus sich selber als Sohn Gottes bezeichnet hat.

Messner:

Was er selber gesagt hat, wissen wir nicht. Welche Sätze von ihm sind überliefert? Auch geschichtswissenschaftlich stehen die lieben Herren Religionsprediger, die ihr „Wissen“ verkündigen, auf schwachen Säulen. Ich bin der Meinung: Jesus Christus war ein großartiger Mensch. Vielleicht einer, wie es ihn in den letzten zweitausend Jahren nicht mehr gegeben hat. Er hat offensichtlich die damalige Philosophie, die damaligen Glaubenslehren und Lebenshaltungen gekannt und hat seine damals moderne Lebenslehre erarbeitet. Dabei war er vor allem Sozialdenker, ein Sozialpolitiker hätte er sein können. Wenn man seine Grundgedanken – der neuen Zeit entsprechend mit mehr Menschen, anderen Konstellationen, anderen Problematiken – immer wieder umarbeiten würde, wäre das Christentum eine Basis, mit der zurechtzukommen wäre.

Albus:

Religionen stehen immer in der Gefahr, im Lauf der Zeit zum System zu werden, mit dem auf Menschen Macht ausgeübt wird.

Messner:

Das Christentum wurde von der Amtskirche mehr und mehr als eine Möglichkeit verstanden, Macht auszuüben, und so mehr und mehr instrumentalisiert. Wenn ein Pfarrer, Bischof, Papst Macht ausüben will und weniger dafür da ist, den Leuten das Leben zu erleichtern, steht er auf der falschen Kanzel.

Albus:

Wir erfahren und erleben heute, dass diese Form des Christentums zu Ende geht.

Messner:

Ja sicher, deswegen gehen auch viele Leute auf Distanz zur Kirche.

Albus:

Wir verlassen jetzt langsam deine dörfliche Welt, in der du deine Kindheit und deine Jugend verbracht hast. Wann ist eigentlich diese Welt endgültig auseinandergebrochen, wann hast du dich aus dem Dorf innerlich verabschiedet?

Messner:

Lange Zeit überhaupt nicht. Im Grunde habe ich mich von Villnöß mit vierzig Jahren verabschiedet. Als ich nach Juval umzog. Ich wusste, dass ich weggehen würde, und ich habe mich langsam auf diesen Schritt vorbereitet. Ich bin auch nicht in Groll oder im Unglück gegangen, ich hatte nur gemerkt, Villnöß war nicht mehr meine Welt.

Mein Weggehen fand in vielen Etappen statt. Ich bin viel länger als ein normaler Bursche, der in die Oberschule sollte, daheimgeblieben. Meine Mutter wollte, dass wir alle in die Oberschule gehen. Und sie hatte damit hundertprozentig recht. Wir hatten ja keinen Bauernhof daheim als Existenzsicherung. Und die Geflügelfarm war eine relativ bescheidene Angelegenheit. Ja, ich hätte ein Handwerk erlernen können. Aber meine Mutter war diejenige, die darauf drängte, dass jeder in der Schule etwas lernt! Nachdem wir nur den Kopf zur Verfügung hatten – also kein Land, kein Kapital, kein Handwerksgerät, kein Vieh, kein Feld –, mussten wir unser Können lernen. Diese Erkenntnis war Mutters Verdienst.

Genau zu dem Zeitpunkt, als ich weggehen sollte, von der Volksschule in die Mittelschule, ist mein Vater für ein paar Monate in die Lehrerbildungsanstalt gegangen. Er hat ein Jahr lang als Hilfslehrer ausgesetzt, um die Lehrermatura nachzuholen, die er durch die Holzfällergeschichte mit seinem Vater und den Krieg versäumt hatte. Nach dem Krieg war in Südtirol ganz plötzlich die deutsche Schule wieder möglich geworden. Auch weil die Wehrmacht, die 1943 Italien besetzt hatte, die deutsche Schule sofort wieder einführte. Wir hatten ja kurzfristig, 1943 bis 1945, deutsche „Besitzer“ im Lande. Die Schule ist zum Glück deutsch geblieben. Die Verträge nach den Weltkriegen garantierten uns die deutsche Schule. Aber es gab zu wenig deutsche Lehrer. Lehrer waren in der Faschistenzeit nicht oder kaum noch ausgebildet worden, als es in Südtirol nur italienische Schulen geben durfte. 1945 plötzlich waren all jene, die einmal in irgendeiner Oberschule gewesen waren, als Volksschullehrer gefragt. Mein Vater wurde so Lehrer und war ein sehr guter Lehrer. Ich glaube, er war einer der besten Lehrer in Südtirol damals, obwohl genau genommen nur Hilfslehrer. Er hatte großes Talent, Bauernkinder – er selber war eines gewesen – mitzunehmen in den Lernstoff, zu packen mit Geschichten. Die Schüler waren bei ihm immer aufmerksam; nicht nur, weil er streng war, sondern auch, weil er gut vortragen konnte. Er konnte alles so gut erklären, weil er in die Köpfe der Kinder einsteigen konnte. Er kannte die Struktur jedes einzelnen Kinderhirns und wusste, dieses versteht es so und jenes anders. Wir waren damit alle irgendwie prädestiniert, selbst wieder Lehrer zu werden.

Es kam eine Zeit, Ende der Fünfzigerjahre, in der unter diesen Hilfslehrern Ängste aufkamen: Alle Supplenten – so nannten sich diese nicht ausgebildeten Lehrer – würden langsam ersetzt

durch Lehrer aus der Stammrolle. Deswegen ging mein Vater in die Lehrerbildungsanstalt, um das Lehrerberufexamen nachzuholen. Das war wieder seine Vorsicht, die Angst, etwas nicht richtig zu machen. Er hätte es nicht machen müssen. Später hat man allen Supplenten ihr Abitur „geschenkt“. Niemand konnte das wissen, und deshalb musste ich daheim bleiben, um die Geflügelfarm zu führen, während Vater in Meran war. Das heißt, ich ging weiter zur Volksschule, wo alles nochmals durchgekaut wurde, und betreute ein Jahr lang die Geflügelfarm daheim. Ein Jahr später als die anderen kam ich in die Mittelschule nach Dorf Tirol bei Meran, in ein Heim für Priesternachwuchs. Es gab damals in Südtirol für Dorfkinder fast ausschließlich Priesterseminare zum Weiterlernen nach der Volksschule, wie im Mittelalter. Ich kam also nach Dorf Tirol. Dort war schon mein älterer Bruder gewesen, und dahin kam dann auch mein jüngerer Bruder. Das war ein Jahr später, obwohl er zwei Jahre jünger als ich war. Erich, der dritte Bruder, kam später auch dorthin, alle ins gleiche Priesterseminar. Ich fühlte mich dort wohl, obwohl die Sonntagsmesse vorgeschrieben und sogar tägliche Gebete Pflicht waren. Ich wusste: Das war nur ein Dreijahresaufenthalt. Gelernt wurde viel. Wir haben das Doppelte von dem gewusst, was heutige Mittelschüler lernen. Mein Latein habe ich aus dieser Zeit, in Mathematik hatten wir ausgezeichnete Lehrer, es wurde viel gespielt. Dass ich zu denen gehörte, die von vornherein nur im Seminar waren, um in ein Gymnasium zu gehen, hat der Direktor akzeptiert. An Weihnachten und Ostern fuhren wir nach Hause, in den Sommerferien haben wir daheim die Geflügelfarm weitergemacht. Nachdem ich mit der Mittelschule fertig war und gut in Mathematik gewesen war, wurde ich in die Geometerschule geschickt, die damals relativ neu war. Geometer ist ein

Techniker, der vermessen, kleine Brücken und Häuser bauen darf. Die Geometerschule entsprach einer bescheidenen Ingenieur-Architekten-Ausbildung. Diese Schule habe ich vier Jahre lang nicht mit Begeisterung, aber mit Pflichtgefühl besucht. Im letzten Jahr aber nicht nur ohne Begeisterung, sondern auch gegen den Widerstand einiger Lehrer und aller Obrigkeiten. Und so sollte ich das Glück haben, das Abitur zweimal machen zu dürfen. Nur weil mich der eigene Lehrer beim Abitur durchfallen ließ. Wir hatten per Gesetz, neben einem Klassenlehrer, nur Fremdlehrer bei den Prüfungen. Ich hatte mir gesagt: Bei den fremden Lehrern ist entscheidend, wie gut ich bin, und nicht, ob die mich mögen oder nicht. Aber der einzige Lehrer, der aus unserer eigenen Schule war, der uns eigentlich hätte verteidigen sollen, ließ mich – wohl auch aus Rache – durchfallen. Damals hat es mich so geärgert, dass ich nicht weiter in die Schule ging. Damit fing meine Revolution an, nicht dem Dorf gegenüber, nicht der Familie gegenüber, sondern dem System gegenüber.

Ich hatte im letzten Schuljahr angefangen, extrem zu klettern. Mit einem Versuch, die Matterhorn-Nordwand im Winter zu machen, verlor ich eine Woche Unterricht. Bis dahin war ich ein guter Schüler gewesen. Ich war sehr gut in Deutsch, hatte schon einige Aufsätze veröffentlicht. Ich kam also zurück von der Matterhorn-Nordwand, die wir nicht geschafft hatten, weil es mitten in der Wand zu schneien begonnen hatte. – Ich war damals einundzwanzig Jahre alt, im Grunde zu alt für einen Abiturienten, und hatte mir wirklich die Zehen angefroren. Ich wusste, ich durfte nicht in die Schule zurück, ohne ärztliches Attest. Wer fünf Tage fehlte, wurde ohne ein ärztliches Zeugnis aus der Klasse ausgeschlossen. Für mich kein Problem: Ich holte mir wegen der erfrorenen Zehen ein ärztliches Zeugnis und ging damit